nnern. Nach einigen Stunden des Lebens starb der Zurückgekehrte richtig, und der hinzugerufene Arzt konnte nur feststellen, daß er wirklich tot war. Das Ereignis erweckte natürlich das allergrößte Aufsehen in der ganzen Gegend, und bei der Beerdigung, die deshalb einige Tage aufgeschoben wurde, strömten die Leute von fern und nah in dichten Scharen herbei. Das Domkapitel in Karlstadt hat sich der Angelegenheit angenommen, um eine gründliche Untersuchung anzustellen, und der Pfarrer der Gemeinde soll ein Buch über den Verlauf der Sache ausarbeiten, das bald erscheinen soll."

Natürlich wurde sofort der hier angeführte Pfarrer von einer Zeitung ausgefragt, der er bereitwilligst das Folgende erzählte:

„Das Ereignis war höchst merkwürdig. Der Mann war tatsächlich tot, erwachte aber wieder und kehrte unter den geschilderten Umständen zu den Seinigen zurück. Er begann, mit seinen Verwandten zu sprechen und brachte Botschaft aus dem Totenreich. Er wandte sich besonders an seinen Bruder und ermahnte ihn, zu Gott zurückzukehren. „Ich kann nicht in das Totenreich zurückkehren, bevor das geschehen ist" sagte er. Es ist auch Tatsache, daß der Mann, ehe er „richtig starb", ein Lied anstimmte, an dessen Melodie sich die Hörer nachher nicht erinnern konnten, das aber ungewöhnlich schön war. Uebrigens war der Waldarbeiter, der so Seltsames nach seinem Tode erlebte, selbst erst während seiner Krankheit zu Gott bekehrt worden."

Auf eine Frage des betreffenden Berichterstatters an den Pfarrer, ob er meine, es könne Scheintod vorliegen, antwortete dieser mit einem bestimmten Nein. Umso merkwürdiger sei das Ereignis gewesen. Man habe deutlich einem himmlischen Wunder beiwohnen können.

Nun kamen die Aerzte an die Reihe: Der Provinzialarzt und der Bezirksarzt. Der erste, der den Totenschein angeblich ausgeschrieben hatte, hatte noch garnichts von der Sache gehört. „Es sei möglich, daß er den Tod bestätigt habe, aber er könne sich des Falles und seiner Begleitumstände nicht erinnern. Offenbar sei die Geschichte später erfunden worden." Der zweite Arzt gab zu, daß Fälle von Scheintod vorkommen könnten, meinte aber, bei der Natur der Krankheit, an der der Mann gestorben war, der Grippe, sei es ganz ausgeschlossen, daß er nach dem Erwachen noch die Kraft gehabt habe, sich selbst anzukleiden. Sicher sei mindestens dieser Umstand dazu erfunden.

Nach diesen Aussagen ließ die Aufklärung des Falles, der weit umher das größte Aufsehen erregt hatte und in allen Zeitungen ausführlich besprochen wurde, nicht lange auf sich warten. Verdächtig war schon gewesen, daß eine so merkwürdige Sache, die sich zu Pfingsten ereignet haben sollte, erst im Herbst an die Oeffentlichkeit gekommen war. Ein urteilsfähiger Mann, der zur Zeit des Ereignisses an Ort und Stelle gewesen war, erzählte: „Der Arbeiter lag schwer an der Grippe darnieder. Er hatte hohes Fieber und phantasierte stark, und in einem dieser Delirien ereignete sich die Episode, die den Anlaß zu dieser jetzt veröffentlichten Geschichte gab. Der Kranke hatte Besuch von seinem Bruder. Plötzlich erhob er sich im Bett und begann, diesem vorzuwerfen, daß er ein sündiges Leben führe. Er selbst sei im Himmel gewesen, erklärte der Fieberkranke, und er ermahnte den Bruder, sich zu bessern, denn „er werde in sieben Wochen sterben". (Nebenbei bemerkt, lebt der Bruder noch heute.) Während des Fieberanfalls kam eine ältere Frau ins Zimmer. Ihr rief der Kranke zu: „Warum kommst du und sperrst mir den Weg zum Himmel?" Kurz darauf starb er. Dieser Vorfall machte starken Eindruck auf die abergläubische Bevölkerung in jener Waldgegend. Man begann darüber zu schwatzen und ihn auszulegen, wie es solche Leute zu tun pflegen, und allmählich nahm die Geschichte immer größeren und merkwürdigeren Umfang an."

Dies ist der typische Verlauf solcher Geschichten, die mit der Länge der Zeit immer mehr mit Einzelheiten ausgeschmückt werden. Gewöhnlich stützen sie sich auch auf zuverlässige Zeugen, die den genannten Pfarrer, der später erklärte, es sei ihm gar nicht eingefallen, zu sagen, der Mann sei mehrere Tage tot gewesen, sondern es habe sich nur um einige Stunden gehandelt. mi.

Bunte Zeitung.

Eine Lehrkanzel für die Physik des Fluges. In den flugtechnischen und meteorologischen Fachkreisen wird es mit großer Befriedigung aufgenommen, daß nun auch an der Wiener Universität die Physik des Fluges (theoretische Aviatik) ein Heim und einen Pfleger gefunden hat. Deutschösterreich erfüllt damit eine historische Aufgabe. Seine Grenzen umschließen die die Wege der deutschen Flugtechnik, die Neubelebung einer Lehrkanzel für die Physik des Fluges und der Atmosphäre ist wohl als ein sichtbares Zeichen zu betrachten, daß sich dieses Mutterland der Flugtechnik auch am Weltbewerb der internationalen Wissenschaftlichen Luftfahrt eine Stellung sichern wird. Wie der „Prometheus" meldet, handelt es sich um die Wiederbesetzung der seit dem Rücktritt Hanns freien zweiten meteorologischen Lehrkanzel, die nun durch Dr. Rimsuhr besetzt werden wird. Die Arbeiten dieses Flugtheoretikers und Flugpraktikers haben sich bereits Weltruhm erworben. Bemerkenswert ist, wie sich hier aus der Beobachtungswissenschaft der Meteorologie ein praktischer Zweig absondert, der in den letzten Jahren nicht zuletzt durch die Tätigkeit Rimsuhrs eine außerordentliche innere Lebenskraft bekundet hat. f.

Schachturnier in Stockholm. Auf dem eben beendeten Stockholmer Schachturnier errang den ersten Preis der Russe Bogoljubow, den zweiten Spielmann, den dritten Rell und den vierten der schwedische Schachmeister Nyholm. Rubinstein, der ebenfalls zur Teilnahme eingeladen war, hatte wegen der Verkehrssperre in Deutschland nicht rechtzeitig eintreffen können.

Literatur.

Der Figaro des Palais-Bourbon. In diesen Tagen starb zu Paris „Meister Joussein", der amtlich bestellte Barbier des französischen Senats, der aber seine Kunst durchaus nicht nur auf die Herren Senatoren beschränkte, denn nach Aussagen eines eines in seinem Leben aufgehängten Plakats „rasierte er den Senat, stutzte der Sorbonne den Bart und kräuselte der Akademie das Haar". Er war im übrigen ein würdiger Nachfolger Figaros, der sich in seinen Mußestunden fleißig mit literarischen Dingen beschäftigte, aus dem der Verkehr mit den berühmten Leuten, deren Verschönerung er sich angelegen sein ließ, den Geist so veredelt hatte, daß er sich in Augenblicken der Rasierung zu dem stolzen Wort versteig: „die Lyra und das Rasiermesser streiten sich um meine Hand". Zahlreiche Gedichte eigener Hand, die die Wände seiner Barbierstube schmückten, gaben denn auch von den Siegen, die der Lyra in diesem Kampf zugefallen, Kunde. Einen stark satirischen Beigeschmack hatte ein Anschlag, dessen Inschrift dem Barbier von Charles Benoist, dem derzeitigen französischen Gesandten im Haag, eingegeben worden war, und die besagte „Hier verjüngt man den Parlamentarismus". Joussein hinterläßt auch eigenartige Handschriftensammlung, in der Renan, Coppoe, Barbey d'Aurevill-Alphonse Daudet, Theodor de Banville, Gounod, Massenet u. a. m. mit launigen Aufzeichnungen vertreten sind. f.

Was der Krieg Englands Flotte lehrte. Man kennt die Prophezeiung des englischen Großadmirals Lord Fisher über das Schicksal der Schiffe der englischen Kriegsmarine. Danach sind die „Schiffe des Alten- und Neuen Testaments" wie der grimmige Seebär sie einst nannte, bestimmt, eins nach dem andern abmontiert und zerlegt werden. In der Tat hat der der englische Schatzkanzler bereits angeordnet, daß an der Bordwand eins der gewaltigsten der Schiffe des „Alten Testaments" ein Plakat angeschlagen wird, das die öffentliche Versteigerung des Schiffes ankündigt. Es handelt sich um den verhältnismäßig neuen Schlachtkreuzer „Indomptable", der somit in öffentlicher Auktion als Altesen an den Meistbietenden versteigert werden soll. Wieder ein Zeichen einer heraufdämmernden neuen Aera in der Geschichte der Kriegsmittel. Kreuzer, Dreadnoughs und Ueber-Dreadnoughts müssen vor dem kleinen Unterseeboot und den winzigen Flugzeug die Segel streichen. In dem Kampf der Elemente scheint endgültig die Luft über das Wasser den Sieg davongetragen zu haben. f.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 62 Fernruf 4025.

Unterhaltungsbeilage
der „Saale-Zeitung"

Nr. 158 Montag, den 16. Dezember 1919

Das Heiratsjahr.

Von Fedor von Zobeltitz.

Ein Lustspiel-Roman in zwölf Kapiteln.

(39. Fortsetzung. Nachdruck verboten.)

In der Waschstube wurden Blätzchen, Kringel, Rosetten und Sterne gebacken — zum Tee. Dabei halfen die drei jungen Mädchen. Sie hatten große weiße Schürzen um und jede ein buntes Tuch um den Kopf und sahen sehr niedlich aus. Die Mamsell als Oberhofmeisterin war zwar der Ansicht, daß die Mädchen nur störend seien, denn es verstand keine von ihnen so recht etwas von der edlen Kunst des Teigmischens und der Bäckerei; aber die Mamsell war an die dreißig Jahre im Hause und wußte sich zu fügen, wenn es dann und wann auch ein wenig wild zuging. Zum Beispiel, als Miß Nelly ihren neuen und blitzblanken Verlobungsring beim Kneten des Teigs verloren hatte, was allgemein als böses Omen aufgefaßt wurde; sechs Hände, doch es waren weiße und höchst saubere kleine Pfötchen, wühlten gleichzeitig im Teig umher, um den Ring zu suchen, und es dauerte lange, bis man ihn fand. Er hatte sich tief verkrochen, und dabei hatte sich auch noch eine dicke Rosine in den schmalen Goldreif festgeklemmt, was Trude wiederum Gelegenheit zu allerhand symbolischen Deutungen gab. Ueber die Form der Teeküchen entspann sich ein längerer Streit. Vorgesehen waren nur Blätzchen, Kringel, Rosetten und Sterne, aber Trude wünschte auch Herzen, und nun mußte die Mamsell erst nach der geeigneten Form suchen. Dafür buk Trude auch die gesamten Herzen allein und setzte auf jedes noch drei kleine Rosinen. Ein paar Herzchen erhielten sogar fünf Rosinen. Dabei erklärte Trude: „Das ist für Doktor Haarhaus, das ist für Graf Brada, das ist für Baron Max, und das ist für unseren neuen Pastor." Dies letztere erhielt aber sechs Rosinen.

„Trude, was gibst du nur an!" rief Benedikte. „Die Kuchen kommen doch alle durcheinander auf die Teller; wie sollen denn die Herren ahnen, welche Herzen du extra für sie gebacken hast!?"

„Die Sympathie wird ihnen schon die Hände führen," entgegnete Trude; „das ist nämlich der Zug von Herzen zu Herzen."

Etwas später gab es noch recht schmerzliche Augenblicke. Es sollten acht junge Hühnchen geschlachtet werden, und jedes einzelne war Benedikte an das Herz gewachsen. Um diese Zeit fand sich auch Graf Brada ein. Er hatte am Nachmittag wieder einmal keinen Dienst und kam schon so früh, um den Tisch decken zu helfen, wie er erklärte. Das mache ihm immer ein besonderes Vergnügen und, wie Benedikte wisse, habe er speziell im Arrangement des Blumenschmuckes für die Tafel eine sehr glückliche Hand.

„Jawohl, geehrter Herr Graf," entgegnete Benedikte lachend, „das weiß ich. An Ihrem Geburtstag haben Sie so viel Grünzeug über den Tisch gestreut, daß es aussah, als feiere König Nebukadnezar sein Hochzeitsmahl. Indessen, die Blumen haben noch Zeit. Zuvörderst handelt es sich darum, acht junge Hühnchen zur Tötung anzusuchen. Ich bin tief unglücklich. Warum ist bloß der Mensch ein Fleischfresser!"

Darauf wußte Semper keine Antwort, oder aber er verschwieg sie. Doch folgte er Benedikte willig auf den Hühnerhof, wo die alte Putenfrau schon auf der Jagd nach den Opfern des Abends war. Die Görbitschen war schlechtester Laune. Sie erklärte dem aufmerksam zuhörenden Grafen Brada, daß man Hühner, die zum Schlachten bestimmt, des Morgens nicht aus dem Stalle zu lassen pflege; ihr habe man aber nichts gesagt, und nun könne sie sich jetzt die Beine ablaufen, um das flinke Viehzeug einzufangen. Es ging so auch wirklich nicht; Trude, Nelly und Stupps wurden zur Hilfe herbeigeholt. Nun begann ein wildes Haschen und Greifen, an dem sich auch Brada beteiligen wollte, die Jagd aber wieder aufgab, da er unter dem umherflatternden Hühnervolk für seine gute Attila fürchtete. Doch schlug er vor, man solle sich in diesem Falle eine Wild-Weste Angewöhnheit zu eigen machen und mit dem Lasso arbeiten. Der Gedanke wurde freudig aufgenommen, nur nicht von der Görbitschen, die sich auf eine altbewährte List beschränkte. Sie streute tückisch Futter aus, und wenn sich dann das Federvieh um sie versammelte, um die Körner aufzupicken, dann warf sie plötzlich ihre Schürze über ein ahnungsloses Opfer und fing es auf diese Weise. So hatte man schließlich mit Aufwendung vieler Mühe sieben Hühnchen zusammengebracht und in einen Weidenkorb gesperrt; aber das achte wollte sich nicht greifen lassen. Und gerade auf einen besonderen Liebling Benediktes hatte es die Görbitschen abgesehen auf ein entzückendes kleines Tierchen mit weißen Federn und einem kaltschwarzen Schwanzfluß, mit dem es beständig kokett wackelte.

„Lassen wir es doch am Leben," bat Benedikte; „liebsten sind ja genug."

„Nee, gnä'ges Fräulein," antwortete die Görbitschen, „wat mir befohlen wird, dat tu ick ook. Und wenn's gleich dat ganze Geflügel gilt. . . ." Und sie raste wieder mit ihrer Schürze hinter dem Schwarzweißen her.

„Ist es nicht schrecklich?" wandte sich Benedikte an Brada. „Das ist wie mit den Katakomben im alten Griechenland oder Rom."

„Hekatomben," verbesserte Brada.

„Na also — omben war es etwas, und schrecklich bleibt es immer. Ich esse nichts von den Hühnchen. Ich würde fürchten, noch auf dem Teller ihr freundliches Glucken zu hören. Sie haben wohl gar kein Mitgefühl mit der Kreatur, Graf Semper?"

„Ein Krieger muß an Blut gewöhnt sein, Miß Benedikte. Und wenn Sie einmal eine wackere Soldatenfrau werden wollen, müssen Sie auch noch ein bißchen härter werden."

Benedikte zuckte mit der Oberlippe.

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich eine Soldatenfrau werden will — he? Kann ich nicht ebenfogut einen Landwirt oder einen Oberlehrer heiraten, wenn es schon einmal sein muß?"

„O nein — ganz gewiß a nein! Ein Landwirt hat heute viel zu sehr mit Sorgen zu kämpfen und könnte sich daher nicht so um Sie bekümmern, wie es jedwede Gattin von ihrem Gatten verlangen kann. Und über den Oberlehrer muß ich lachen. Ich denke dabei gleich an rote Tinte und dreißig Fehler im Extemporale."

„Das will gar nichts sagen. Je älter ich werde, desto mehr achte ich die Wissenschaft. Und ein Lehrer der Jugend imponiert mir sehr. Sehen Sie sich einmal Herrn Freese an! Leider ist er schon gebunden."

Brada lachte lustig auf.

„Streiten wir nicht mehr. Sie werden doch eine Offiziersfrau. Schon weil Sie so viel auf Kameradschaft halten, und weil Sie selber ein so famoser Kamerad sind. . . . Weil Sie überhaupt so ein prachtvolles Mädel sind, Benedikte. . . . Weil Sie gewissermaßen die geborene Leutnantsfrau vorstellen — von der leichten Kavallerie. Letzteres selbstverständlich; denn als Gattin eines Kürassiers könnte ich Sie mir per exemplum gar nicht denken. . . . Ach, Benedikte!"

Bei diesem letzten Seufzer schaute Benedikte betroffen auf.

„Herr Gott, Semper," sagte sie, „Sie werden mir doch nicht hier mitten auf dem Hühnerhofe eine Erklärung machen wollen?!"

Etwas in seinem hübschen Gesicht und im Ausdruck seiner Augen machte sie stutzig. Sie wandte sich rasch um und lief mit wildem Lachen davon. Worüber sie lachte, wußte sie selbst nicht. Aber ein anderes wußte sie nun ganz

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19191216042/fragment/page=0001

genau: Semper war nicht mehr der alte getreue Kamerad! Es schrie fortwährend in ihr: Semper ist verliebt in dich! Sein ganzes Herz guckt ihm aus den Augen! Semper will dich zur Frau haben! . . . Und dann weiter: Doktor Haarhaus, nun gib einmal acht! Jetzt kommt der zweite Trumpf auf deine Unverschämtheit! Hüte dich, frecher Afrikaner! In Hohen-Kraatz werden keine Herzen zertrampelt! Hier wird blutige Rache genommen! . . .

Brada war stehen geblieben, und sein Gesicht hatte den Glücklichkeitsausdruck verloren. Plötzlich stürzte ihm die alte Görbitschen mit wehender Schürze entgegen.

„Husche, husche, husche!" rief sie. „Lassen Se 'nn nich vorbei, gnä'ger Graf! Lassen Se 'nn nich vorbei, gnä'ger Herr Graf! Husche, husche, husche!"

Brada sprang zur Seite.

„Was wollen Sie denn eigentlich zum —"

„Das weiße Hähnecken, gnä'ger Herr Graf! Husche, husche, husche!" . . ."

Und die Görbitschen raste wie Frau Holle an ihm vorüber, während von der andern Ecke des Hühnerhofes Nelly, Trude und Stubbs herbeistürmten. Aber Brada hatte im Augenblicke andres im Kopfe als das schwarzweiße Hähnchen. Aus Liebenswürdigkeit für Nelly und Trude lief er ein Weilchen mit und machte gleichfalls: „Husche, husche, huche," und dann verschwand er plötzlich. —

Als im Eßzimmer der Tisch gedeckt war, führte der Zufall den Grafen Teupen und die Baronin hier zusammen.

„Ah, sieh da, Eleonore," sagte der Graf, „ich wollte noch einmal die Tischordnung revidieren. . . . Es ist doch alles beim alten geblieben?"

„Alles, Papa, Frau von Seesen zwischen Haarhaus und Max. Tübingen scheint ganz damit einverstanden zu sein."

„Sehr gut so. Nach dem Souper nehm' ich mir die Seesen vor. Ich denke, wir werden heute abend Aufklärung darüber haben, ob Max wirklich in Afrika gewesen ist oder sonstwo."

Die Baronin stieß einen tiefen und kummervollen Seufzer aus.

„Ach, Papa," antwortete sie, „was bringt uns das Leben doch alles! Enttäuschungen über Enttäuschungen. Bei Max hätte ich darauf geschworen, daß das Teupensche Blut in ihm viel stärker wäre als der Tübingsche Zusatz. Aber ich fürchte, nein. Das Gute bei den Tübingens in Ehren; doch das Revolutionäre überwiegt. Eberhard ist heute bei Jahren, aber ehemals tat er mit Vorliebe das, was der Sitte und der Ordnung direkt widersprach. Ich denke noch mit Schrecken an die ersten Jahre unsrer Ehe, wo wir öfters einmal nach Berlin kamen. Da wollte er in grauen Hosen auf den Opernball gehen, und als man ihn zurückwies, machte er solchen Spektakel, daß sich Herr von Hülsen, den er kannte, persönlich ins Mittel legen mußte."

„Ja, ja," sagte Teupen, der nur zerstreut zuhörte, weil er die auf den Tellern liegenden Namenskarten studierte, „er war schon ein bißchen krakeelig . . ."

„Und war sehr für das Weibliche," fuhr die Baronin fort, und wiederum hob ein ganz leiser Seufzer ihre Brust. „Er kannte die meisten Schauspielerinnen, und mit der Trebelli, die damals eine berühmte Sängerin war, hatte er zusammen gefrühstückt. Die Meyer, die das Lied von der kleinen Handschuhmacherin im „Pariser Leben" sang, nannte er immer bloß die Lina, und die Schramm Anneken. Er tat ganz intim mit den Herrschaften. Hast du die David gekannt?"

„I, nun natürlich — die kleine David vom Opernhausballett?! Hör' 'mal, das war ein reizendes . . ." Und dann brach der sehr lebendig gewordene Graf plötzlich ab und beugte sich tiefer über den nächsten Teller und sagte dabei: „Ja, Eleonore, die hab' ich auch gekannt; wenigstens von Ansehen."

„Und der hat Eberhard von der Loge aus zugenickt, Papa. Er bestritt es natürlich, aber ich habe es deutlich gesehen. Es war im Dezember siebenunddreißig; ich habe mir den Tag notiert. Und damals war Eberhard doch schon Vater! Bei der Garde du Corps standen lauter leichtsinnige Menschen. Von Potsdam aus fuhren sie immer mit einem Extrazuge nach Berlin. Aber ich hätte nie geglaubt, daß Max einmal in die Fußstapfen seines Vaters treten würde. Ich hätte meinen Gegeneinfluß für stärker gehalten. Ich kann dir sagen, ich bin auf das tiefste betrübt."

Graf Teupen ging um den Tisch herum.

„Du darfst nicht übertreiben, liebe Eleonore," antwortete er. „Die Jugend will nun einmal ihr Recht haben. Uebrigens steht durchaus noch nicht fest, daß Max wegen irgend welcher Weibergeschichten uns mit Afrika bemogelt hat. Es wird schon alles ins reine kommen. Er weiß, was er seinem Namen schuldig ist. Und schließlich ist die Tübingsche Ader auch keine schlechte."

„Da sei Gott vor," entgegnete die Baronin; „das hat noch niemand behauptet. Sonst wäre eine Verbindung mit den Teupens einfach nicht möglich gewesen. Aber . . . nun, ich will nicht mehr klagen! Ich kann nichts weiter tun, als die Ereignisse an mich herantreten lassen."

„Das ist allseitig das Beste gewesen," sagte Teupen lächelnd; „selbst in der Strategie weiß man diesen Grundsatz zu schätzen. . . . Und nun sage mir einmal: weshalb hast du den Freese und Miß Nelly nicht nebeneinandergesetzt? Ich dächte, bei Brautpaaren wäre das so üblich?"

„In der Gesellschaft, ja. Aber schließlich — so ganz gehören die beiden Leutchen denn doch nicht zu uns! Ach nein — einen kleinen Trennungsstrich möchte ich immer markiert wissen. Schon wegen der Benedikte, die gar zu gerne ihre Stellung vergißt. Laßt es nur so, Papa; man ist tolerant genug. . . ."

Gegen sieben Uhr versammelte sich die Familie in Erwartung der Gäste auf der Veranda. Das war eine ländliche Sommersitte, wider die weder Graf Teupen noch die Baronin trotz aller Waffen der Etikette, die sie dagegen ins Feld führten, anzukämpfen vermochte.

Tübingen saß, im schwarzen Ueberrock und mit blank geputzten Monocle, in seinem Bambusstuhl und hielt noch eine Ansprache.

„Herr Freese," sagte er, „wollen Sie mir bitte darauf achten, daß die Jungen nur zwei Glas Sekt bekommen — keinen Tropfen mehr. Benedikte, du trinkst mir auch nicht zu viel."

„Aber, Papa —"

„Sei still! Du verträgst gar nichts und siehst gleich wie eine Klatschrose aus. Das Herunterkippen des Sekts, so in einem Zuge, wird mir auch nicht gemacht."

(Fortsetzung folgt.)

Ihr Junge.

Von Emil Romanus.

(Nachdruck verboten).

„25—9?"

„25—9 . . . . ist . . ."

Der kleine Blondkopf sitzt mit vor Eifer geröteten Wangen neben der jungen Lehrerin, die die schwerwiegende Frage gestellt hat und sucht des Rätsels Lösung zu ergründen.

„25—9 ist 16!" ruft er freudig erregt und schaut mit den treuherzigen blauen Augen zu seiner Examinatorin auf. —

Die nickt mit dem dunklen Kopfe, und auf ihren sympathischen, beinahe schönen Zügen spiegelt sich die Freude des Jungen wieder.

„Richtig, Hänschen! Siehst du, es geht schon viel besser. Du wirst noch einmal ein großer Rechenmeister."

Und Fräulein Lisa Berner preßt den zarten Kinderleib innig an sich und küßt den Knaben auf Mund und Wangen. Sie hat ihn so lieb gewonnen, „ihren Jungen", all die Wochen über, in denen sie ihm den Nachhilfeunterricht erteilte, damit die Lücken, die die böse Krankheit in das Wissen des Sechsjährigen gerissen hatte, wieder ausgefüllt würden.

Hänschens Kopf ruhte an der Brust der Lehrerin.

„Fräulein — liebes Fräulein . . .", flüsterten die Kinderlippen. Und es ist, als zittere ein heimliches Sehnen durch die Worte, das Sehnen nach der Mutter, die dem Kleinen schon so früh genommen wurde . . .

Lisa Berner sieht über Hänschens Flachskopf hinüber nach dem prächtigen Blumenstrauß, der auf dem Arbeitstisch steht.

„Hänschen — sage nur deinem Papa, es wäre — es wäre unrecht von ihm, so viel Geld für die Blumen auszugeben, jetzt im Winter, da sie so teuer sind."

„Freuen Sie sich denn nicht sehr darüber?"

Fast erschrocken klingt die Frage des Knaben.

Eine feine Röte steigt in die Wangen des jungen Mädchens.

„O sehr, Hänschen. Und ich lasse mich auch vielmals für die Aufmerksamkeit bedanken, aber —"

„Nun, zu teuer sind sie Papa nicht. Für Sie nicht. Er sagt, Sie seien so lieb zu mir . . . wie eine Mama. Ja, das hat er gesagt."

Lisa läßt den Kleinen sanft zur Erde gleiten. Sie ist plötzlich ganz rot geworden.

„So — jetzt mußt du aber gehen, es ist schon spät. Papa wartet sonst auf dich."

Sie packt die Bücher in die Schulmappe, dann holt sie den Mantel und zieht ihn ihrem Liebling an. Nun die Pelzmütze. Wie gut sie ihm zu Gesichte steht. Sie rückt sie ein wenig nach hinten, daß die blonden Löckchen hervorlugen.

Mit strahlenden Augen sieht sie ihn an.

„So, mein Junge."

„Mein Junge —" Das hört er gern. Ein verschämtes seliges Lächeln tritt in sein Gesicht. Da küßt sie ihn auf den Mund.

„Und nun wollen wir gehen."

Schnell zieht sich die junge Lehrerin den Wintermantel über, setzt sich den einfachen Hut auf, und dann gehen sie die vier Treppen hinunter auf die Straße.

Fest ruht die Hand des Kleinen in der seiner Lehrerin. Freudig und stolz trippelt er neben ihr her.

Die Laternen brennen schon. Es ist ein milder Dezemberabend. Vorweihnachtsstimmung weht in den Straßen.

„Sag' mal, Hänschen, hast du dir denn auch recht was Schönes beim Weihnachtsmann bestellt?" fragte Lisa.

Hänschen nickt eifrig.

„So. Und was möchtest du wohl am liebsten?"

„Ach — — — ich möchte . . . ich möchte, daß Sie Weihnachten zu uns kommen."

Lisa sieht den Kleinen erstaunt und verwirrt zugleich an.

„Das geht ja nicht, Hänschen," sagt sie mit leiser Stimme. Sie sind inzwischen vor dem Hause angelangt, in dem Hänschen wohnt.

Ueber dem Hauptportal steht auf einem großen Glasschild:

Werner Grosse,
Architekt.

Das ist Hänschen Vater.

„Auf Wiedersehen morgen, mein Junge!"

Sie winkt ihm noch freudig zu, als er die teppichbelegte Treppe emporsteigt. Dann geht sie langsam nach Hause. . . .

Es ist acht Tage vor Weihnachten. Lisa sitzt in ihrem Zimmer vor dem Tische, an dem sie immer mit Hänschen zu arbeiten pflegt und korrigiert Hefte. Ein ganzer Stoß liegt noch vor ihr. Aber die Arbeit will heute nicht recht fortgehen.

Klinglingling. . .

Lisa fährt auf. Wer mag das sein?

Als sie öffnet, steht ein großer blonder Herr in elegantem Pelz vor ihr und lüftet mit ehrerbietigem Gruß den Zylinder. Im ersten Moment erschrickt sie, als sie Hänschens Vater erkennt.

Sie ladet ihn zum Nähertreten ein. Als der stattliche Mann dem jungen Mädchen in dem traulichen Licht der Arbeitslampe in die klugen, rehblauen Augen blickt, scheint es, als sei die Sicherheit seines Wesens durch eine leichte Befangenheit gehemmt.

Herr Grosse erkundigt sich zunächst nach den Fortschritten seines Einzigen, und als Lisa ihm ihre volle Zufriedenheit mit den Leistungen Hänschens ausdrückt, geht ein Freudenschein über seine ernsten Züge.

„Er war ja durch die Krankheit weit zurückgeblieben, ich fürchtete schon für sein Fortkommen in der Klasse. Daß es nun anders geworden ist, danke ich Ihnen, Ihrer liebevollen Hingabe, verehrtes Fräulein."

Seine Stimme klingt warm. Lisa wehrt ab. „O, ich tat nur meine Pflicht, Herr Grosse, der Unterricht war für mich eine große, große Freude."

Er nickt und blickt wie sinnend auf den silbernen Knopf seines Stockes. Nach wenigen Sekunden sagt er: „Weihnachten steht vor der Tür. Sie werden gewiß in die Heimat reisen und bei Ihren Lieben das Fest verleben?"

Er sieht sie fragend an.

Mit einem leichten Schütteln des Kopfes sagt Lisa: „Ich habe keine Eltern mehr. Und die wenigen Verwandten, die ich besitze, wohnen sehr weit von hier. Ich werde das Fest allein feiern."

Ein seltsames Gemisch von herber Wehmut und tapferem Humor klingt aus ihren Worten.

Mit freudigem Erstaunen sieht Herr Grosse zu dem jungen Mädchen auf. „Allein" — — sagt er, „und ich glaubte . . . Hänschen hat mir erzählt, daß Sie ihm, als er Ihnen seinen Weihnachtswunsch offenbarte, gesagt hätten: „Das geht nicht." Da meinte ich, Sie verreisen . . . Ja, der Junge ist ordentlich traurig, daß Sie ihm seinen Wunsch nicht erfüllen wollen."

Lisa ist rot geworden. Die Verwirrung verschönt den weichen Ausdruck ihres durchgeistigten Gesichts.

Werner Grosse sieht sie mit leuchtenden Augen an. Das Zurückhaltende, Stockende in seinem Wesen ist geschwunden.

„Ich habe Ihnen so viel zu danken, Fräulein Berner, so unendlich viel. Sie haben ja meinen Jungen nicht nur in seinem Wissen gefördert. Sie haben ihm mehr gegeben: ein Herz voll Liebe. Glauben Sie mir, das weiß ich als Vater zu schätzen. Und besonders in meinem Falle. — Der Junge tut mir leid. Sehen Sie, mein Beruf zwingt mich, viel vom Hause fern zu sein. Die alte Wirtschafterin kann sich nicht allzu viel mit dem Kinde beschäftigen. Es hat niemand, dem es sein kleines Herz ausschütten kann. Und Hänschen ist so liebedürftig, er ist wie eine Pflanze, die nach dem belebenden Naß schmachtet. Sehen Sie: und nun kamen Sie. Sie waren lieb und gut zu dem Jungen. Wie eine Mutter . . . Wie stolz und freudig erzählt er, daß Sie ihn „mein Junge" nennen! Wie der Knabe an Ihnen hängt, wie er Sie liebt, vergöttert, das kann ich Ihnen gar nicht sagen. Sie sind die Sonne in seinem Leben . . . Und darum war er so traurig, weil Sie ihm seinen Weihnachtswunsch abschlugen, liebes Fräulein, deswegen bin ich nun hier . . . Hänschens wegen . . . und da ich höre, daß Sie ein einsames Christfest haben werden, bitte ich Sie herzlich: kommen Sie und machen Sie dem Kleinen und — mir die große Freude, die schönste Weihnachtsfreude!"

Mit warmem Eifer hatte Herr Grosse gesprochen. Jetzt sieht er das junge Mädchen bittend an.

Einige Sekunden herrscht Schweigen in dem Zimmer der Lehrerin, die sinnend vor sich hinblickt.

Dann aber geht ein Leuchten über ihr Gesicht. Mit festem und großem Blick sieht sie den Vater ihres Lieblings an. . .

„Ich werde kommen, Herr Grosse."

Der blonde Mann ergreift in freudigem Aufwallen die Hand des einsamen Mädchens. „Ich danke Ihnen, Fräulein Berner, ich danke Ihnen tausendmal!"

Und er preßt seine Lippen auf die kleine liebe Hand.

*

Unter dem strahlenden Christbaum steht Hänschen und sieht mit glänzenden Kinderaugen nur immer auf das Fräulein, „sein liebes Fräulein". Er ist ja so glücklich! Sein Weihnachtswunsch ist nun doch erfüllt. Und als der Vater ihm sagt, daß Fräulein Berner bald ganz zu ihnen kommen werde, als Hänschens neue Mutter, da dünkt ihm das alles ein Märchen, ein seliges Weihnachtsmärchen. Er schmiegt sich innig an die neue Mutter, und er fühlt ihren Kuß und hört den lieben Klang ihrer Stimme. Und als sie nun sagt: „Mein Junge!" da umschlingt er sie fest mit den weichen Kinderarmen. Er fühlt, daß er eine neue Heimat gefunden.

Ein moderner Lazarus.

Der zurückgekehrte Tote im Lande „Göste Berlings".

In einem der dunkelsten Winkel der schwedischen Provinz Wermland — der Heimat von Selma Lagerlöfs „Göste Berlings" — wo sich seit je besonders mystische Dinge zugetragen haben, ereignete sich vor kurzem eine sonderbare Geschichte. Wie die Zeitungen zu erzählen wußten, sollte dort ein Mann, nachdem er mehrere Tage tot gelegen hatte, zum Leben erwacht und nach Verlauf einiger Stunden, die voll übernatürlicher Begebenheiten waren, endgültig gestorben sein. Folgendermaßen lautet der Bericht, den eine freireligiöse Zeitung verbreitete:

„In Rämen in Wermland war ein Waldarbeiter Jonsson an der Grippe gestorben; man hatte ihn aus dem Sterbehaus fortgebracht und ganz als Toten behandelt. Kurz vor dem angesetzten Beerdigungstag jedoch geschah es, daß der Tote wieder zum Leben kam, sich erhob, ankleidete und zu seinen bestürzten Angehörigen zurückkehrte. Diesen teilte er mit, er habe die Erlaubnis erhalten, für eine kurze Zeit ins Leben zurückzukehren, da er seinem Bruder noch ein Wort zu sagen habe. Während der Stunden, da er auf Neue lebte, sprach er mit vollem Bewußtsein mit den Seinen darüber, das er tot gewesen sei und das Leben wieder erhielt, daß er aber sofort in das ewige Leben zurückkehren werde. Unter anderem sang er ein Lied, nur einen Vers, der aber angeblich so himmlisch schön war, wie man ihn niemals auf Erden gehört hatte. Später konnte sich niemand mehr der Melodie oder der Worte er-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19191216042/fragment/page=0002